Rastenburger Heimatblätter

Herausgeber u für den Inhalt verantwortlich: Arthur Springfeldt, Rastenburg. || Nachdruck der Originalbeiträge verboten! || Druck und Verlag: Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 1 || Rastenburg, Sonntag, den 8. Jauuar || 1922

Die Entwickelung des städtischen Schulwesens in Rastenburg.

Von W. Luckenbach.

(Nachdruck verboten.)

Der Gedanke von der Notwendigkeit einer Schule, die allen Schichten des Volkes die Möglichkeit gibt, sich eine gewisse Bildung anzueignen, ist heute uns allen geläufig. Und doch ist er erst ein Kind der neuesten Zeit. Die Reformation hat ihn zunächst theoretisch entwickelt. Luther ist schon für den allgemeinen Schulzwang eingetreten und hat der Obrigkeit zugerufen: „Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, wieviel mehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten sollen." Aber von der Theorie zur Praxis ist ein weiter Weg. Erst volle 200 Jahre später hat in Preußen König Friedrich Wilhelm I. mit Hilfe des Pietismus den Gedanken in die Tat umgesetzt. So beginnt auch in unserer Stadt Rastenburg die Geschichte des öffentlichen Schulwesens erst im 18. Jahrhundert. Um aber zu zeigen, welche Möglichkeiten, sich eine Bildung zu verschaffen, den Kindern der städtischen Bürger in früherer Zeit geboten wurden, soll im folgenden auch die Lateinschule und die sogenannte deutsche Mädchenschule mit herangezogen werden.

1 Die Lateinschule.

Die Ueberlieferung erzählt, daß die Rastenburger Lateinschule, die Vorläuferin unseres Gymnasiums, im Jahre 1546 durch Herzog Albrecht begründet worden ist. Diese Nachricht stammt aus einer alten Stadtchronik, die im 17. Jahrhundert geschrieben wurde und mittlerweile verloren gegangen ist. Aus ihr hat sie Direktor Heinicke übernommen, als er 1846 die Geschichte des Gymnasiums schrieb. Einer näheren Untersuchung hält sie nicht stand. Die Lateinschule ist weder von Herzog Albrecht begründet, noch hat sie je aus der herzoglichen Kasse einen Zuschuß erfahren. Sie ist viel älter und wahrscheinlich bald nach dem in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgten Bau der St. Georgenkirche entstanden. Ihre Entstehung hat sie der Kirche zu verdanken, und sie ist mit der Georgskirche bis zu ihrer Umwandlung in ein königliches Gymnasium 1817 auf das engste verbunden geblieben. Die Geistlichen der Kirche haben die Schule sicher nicht begründet, um die Volksbildung zu heben, sondern um für den theologischen Nachwuchs zu sorgen und um einen Schülerchor heranzuziehen, der durch seinen Gesang die Feier des Gottesdienstes würdiger gestaltete. Denn die neu entstandene Gemeinde beherrschte die lateinischen Kirchengesänge nicht. Zum ersten Male erwähnt wird die Rastenburger Schule im Jahre 1409. Im Marienburger Treßlerbuch, dem Hauptbuch der Ordensstaatskasse, findet sich bei diesem Jahre ein Ausgabeposten „für die Schüler in Rastenburg zu sinte Jorgen." Nähere Nachrichten aus so früher Zeit fehlen. Zunächst mögen die Geistlichen der Georgskirche zugleich die Lehrer gewesen sein. Im Jahre 1503 treffen wir jedoch schon einen „Schulmeister"*) in Rastenburg. Es war der Sohn des damaligen Bürgermeisters Jacusch Kynast, den wir als den frommen Begründer einer Stiftung für das Hospital kennen. Der Bürgermeister erwirkte für seinen Sohn die Erlaubnis, in der Georgskirche die Frühmesse zu lesen. Der junge Kynast muß also Geistlicher gewesen sein. Auch in der Folgezeit sind die Lehrer der Lateinschule stets Theologen gewesen, die die mühevolle Stellung eines Schulmannes nur so lange annahmen, bis sie die Berufung in ein Pfarramt erhielten.

*) Der Ausdruck Schulmeister stammt aus der Zunftsprache. So hießen die Schulhalter im Gegensatz zu ihren Gehilfen, den Gesellen.

Auf festerem Boden bewegen wir uns erst seit dem Visitationsrezeß von 1545. Die Schule hat damals schon zwei Lehrer, den Schulmeister und den Kantor. Der Kantor soll, damit ein Kirchendiener gespart wird, zugleich Glöcknerdienste leisten, also dem Geistlichen beim Gottesdienst helfen, den Altar und die Kirchengeräte besorgen, auch die Glocken läuten und den Klingsäckel tragen. Bald nach 1545 wird ein dritdritter Lehrer angestellt, der Hypodidaskalus oder dritte Geselle. Doch ist dessen Stelle 1565 wieder eingegangen, weil sich Schulmeister und Kantor in seine Arbeit und Einkünfte teilen. Erst 1571 erscheint der dritte Geselle wieder. Im 17. Jahrhundert wird dann noch die Stelle des vierten Kollegen eingerichtet. Mit diesen 4 Lehrern ist die Schule bis 1817 ausgekommen.

Die Schule gehörte der Kirche und wurde vom Kirchspiel unterhalten. Zu diesem Zweck zahlten die Hausbesitzer in Stadt und Land von jedem Roch, d. h. Schornstein, jährlich 8 Schilling Schülergeld. Das Schulgebäude lag schon im 16. Jahrhundert über der polnischen Kirche, die damals aber noch nicht bis an die Stadtmauer heranreichte. Hier hatten die Lehrer auch freie Wohnung. Der Schulmeister hatte eine Stube und eine Kammer, der Kantor nur eine Stube. Uns ist aus dem Jahre 1565 ein Inventarverzeichnis von dem Zimmer des Schulmeisters aufbewahrt, aus dem wir sehen, wie bescheiden man damals wohnte. In dem Zimmer befand sich ein alter Tisch mit einer Schublade und Bänken rund umher; 1 Spannbett, 1 neues Unterbett von alten Federn „nichts wert"; 1 Oberbett mit einer flechsenen Zieche; 2 Kopfkissen mit alten Zichen; 2 flechsene Laken, 2 heidene Laken und ein Schrank. Beim Kantor sah es ähnlich aus, nur daß er statt des Schranks 2 Wandbretter hatte.

Ebenso kläglich wie die Wohnung war die Besoldung. Der Schulmeister erhielt jährlich 30 Mark, der Kantor 24. Im Jahre 1565 wurde das Gehalt „in diesen schweren Läuften, da alle Ding merklich gestiegen und teurer worden sind" auf 50 und 25 Mark erhöht. Der dritte Geselle erhielt 20 Mark. Dazu kamen die Einnahmen aus dem Schulgeld, von dem der Schulmeister die eine Hälfte, Kantor und dritter Geselle die andere Hälfte erhielten. Ein wesentlicher Teil des Gehalts bestand in den Nebeneinnahmen, die uns heute so seltsam berühren und die doch an vielen Schulen bis in das 19. Jahrhundert Sitte waren. Das war zunächst die „mensa ambulatoria" oder der Freitisch, den die Eltern der Schüler den Lehrern reihum zu geben hatten. Er hatte wohl das Gute, daß sich bei ihm Eltern und Lehrer näher kennen lernten, aber die Nachteile überwogen doch bei weitem. Nicht etwa, daß man den Freitisch als etwas den Lehrer Demütigendes empfand. Man lebte damals patriarchalischer als heute und war an diese Art der Besoldung gewöhnt. Aber man denke nur an den Klatsch, der von einem Mittagstisch zum andern lief. Oder wie schwer es manchmal dem Lehrer fiel, Nach-

mittags rechtzeitig zur Schule zu kommen, wenn ein besonders gut gelaunter Bürger zum Essen eine Flasche gekochten Gewürzweins auffahren ließ. Schließlich mußte auch den Familien der Freitisch oft lästig fallen, und es wird uns erzählt, daß dieser oder jener Vater seinen Sohn aus der Schule nahm, wenn die Reihe an ihn kam. So beschloß man schon 1571, den Freitisch durch eine Umlage abzulösen. Jedes Haus gab einen Groschen, und der Rat legte 10 Mark hinzu, so daß den Lehrern bei einem ehrbaren Bürger ein Tisch gemietet werden konnte. Ja, der Rat zeigte sich großmütig, und versprach dem Bürger, „wenn gute Fische gefallen, des Jahres einmal einen Kescher Fisch zu geben, welchen er vom Garne selber soll holen lassen."

Die zweite viel demütigendere Art des Nebeneinkommens war der „circuitus", oder Umgang. An bestimmten Tagen, vor allem am Neujahrstage, ging der Lehrer mit dem Schülerchor vor die Häuser der wohlhabenden Bürger, um nach dem Absingen eines Chorals ein Neujahrsgeschenk in Empfang zu nehmen. Auch hier wurde das Anstößige dieser Unsitte durch die Gewohnheit gemildert. Aber sie ist doch ein Zeichen dafür, wie wenig Sinn die damalige Zeit für die Arbeit der Männer hatte, in deren Händen die Erziehung der kommenden Generation lag. Im übrigen wurde auch der circuitus im 17. Jahrhundert bei der Lateinschule durch eine Geldzahlung abgelöst.

Von dem Schulbetrieb selbst wissen wir wenig. Unterrichtet wurde von 6—8, von 9—10, 12—2, 3—4, „damit daß die Knaben zu mehrerer Lust zum Studieren gereizt und durch das lange Aufhalten nicht vom Studio abgeschreckt werden." Der Lehrplan umfaßte außer dem Elementarunterricht im Lesen und Schreiben nur Religion, Kirchengesang und Latein. Bei dieser Beschränkung konnte trotz aller sonstigen Mängel besonders im Lateinischen so viel geleistet werden, daß das Ziel der Schule, die Entlassung zur Universität, von den Begabteren erreicht wurde.

Die weitere Entwicklung der Lateinschule fällt aus dem Rahmen dieser Betrachtung heraus. Man kann sie bei Heinicke, der sie etwa vom Anfang des 17. Jahrhunderts an weiterführt, nachlesen.

2. Die Deutsche Mädchenschule.

So lange die Lateinschule die einzige Schule der Stadt war, waren die Bürger, die ihre Söhne wenigstens Lesen und Schreiben lernen lassen wollten, gezwungen, sie auf die Unterstufe der Lateinschule zu schicken. Das entsprach jedoch weder dem gelehrten Charakter der Schule, noch dem praktischen Bedürfnis der Eltern. Als Handel und Verkehr sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts auch in Ostpreußen mehr entwickelten, vermißte man bei der Lateinschule vor allem den Rechenunterricht. Solche Erwägungen mögen den Rat der Stadt bewogen haben die Einrichtung einer halb privaten, halb öffentlichen Schule zu unterstützen, die Lesen, Schreiben und Rechnen betrieb. Sie taucht zuerst 1581 auf und muß zwischen 1571 und 1581 entstanden sein. Auch sie entsprang also nicht dem ideellen Bedürfnis, die Bildung des Volkes zu heben, sondern mehr praktischen Erwägungen, wie sie in unserer Zeit zur Gründung von Realschulen führten. Die neue Schule wurde im Gegensatz zur Lateinschule die deutsche Schule genannt. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß sie zur Schule der Minderbemittelten wurde, während der wohlhabende Bürger seine Söhne weiter zur Lateinschule schickte. Die neue Schule nahm — für das ausgehende 16. Jahrhundert noch etwas ziemlich Ungewöhnliches — auch Mädchen auf, für die bisher die einzige Bildungsmöglichkeit der teure Privatunterricht gewesen war. Deshalb führte diese Schule die merkwürdige Bezeichnung „Deutsche Mädchenschule", obgleich die Knaben in der Mehrzahl waren. Es war eine einklassige Schule mit einem Lehrer, dem „Mädchenschulmeister", und wir werden sie uns deshalb etwa so wie eine heutige einklassige Landschule vorstellen müssen, wenn sie auch deren Leistungen selbstverständlich bei weitem nicht erreichte. Die Schule krankte vor allem daran, daß sie pekuniär nicht so sicher gestellt war wie die Lateinschule. Für ihre Unterhaltung Mittel aufzubringen, kam der Bürgerschaft nicht in den Sinn, da der Mehrzahl der Sinn für die segensreiche Wirkung einer Schule fehlte. Der Rat stellte für die Schule eine Hakenbude am Rathaus neben der städtischen Wage — also in der heutigen Kirchenstraße — zur Verfügung, in der der Mädchenschulmeister auch freie Wohnung hatte. Aber am Ende des 17. Jahrhunderts ging das Haus ein, und der Lehrer mußte sich eine Wohnung mieten. Im Jahre 1726 bekam er dafür 17 Taler aus der Kämmereikasse. Dazu erhielt er 10 Fuder Holz aus dem Stadtwalde, das ihm die Bauern der Stadtdörfer Prangenau und Bürgersdorf anfahren mußten. Sonst war er außer dem circuitus nur auf das Schulgeld angewiesen, das jedes Kind wöchentlich mit 2 Groschen bezahlen sollte. Aber das Schulgeld ging nur sehr unregelmäßig ein, und selbst der Rat blieb mit seinen geringen Zahlungen Jahre lang im Rückstande. Für diese kümmerliche Besoldung war ein einigermaßen gebildeter Lehrer nicht zu haben, und so waren die Mädchenschulmeister, von denen uns Nachrichten überkommen sind, Handwerker, die die Schulmeisterei im Nebenberuf betrieben. Von dem einen hören wir, daß er Buchbinder war, und wir können uns wohl vorstellen, wie der ehrenfeste Reinhold Klohte, so hieß er, während des Unterrichtens seine Bücher band. Der andere war Weißgerber, was mit dem Lehrfach nicht ganz so zusammenpaßt. Von dem innern Schulbetrieb wissen wir noch weniger als von dem der Lateinschule. Der Lehrplan umfaßte Lesen, Schreiben, Rechnen, Beten, Singen und Katechismus. Der Schulbesuch war mangelhaft, weil den Eltern die Bezahlung des Schulgeldes schwer fiel oder weil sie seine Notwendigkeit nicht einsahen. Den Wohlhabenderen wieder, die ihre Söhne auf die Lateinschule schickten, paßte es nicht, ihre Töchter der deutschen Schule anzuvertrauen. So werden 1696 zum ersten Male Klagen über „Winkelschulen" laut, wir würden sie heute Privatschulen nennen, die Kirche und Stadt heftig bekämpften, weil sie den beiden öffentlichen Schulen die Schüler entzogen. Im Jahre 1724 bitten die Lehrer um Abstellung der Winkelschulen, „zumahle solche von Weibern, so auch sogar von eines Scharfrichters Tochter gehalten werden." Wir werden in dem Auftauchen der Privatschulen eher ein erwachendes Bildungsbedürfnis sehen, das durch die bestehenden Schulanstalten nicht befriedigt wurde.

3. Die erste städtische Volksschule.

Das ausgehende 17. Jahrhund. brachte den beiden Rastenburger Schulen einen auffallenden Rückgang, ein Geschick, das sie mit den meisten andern Schulen des Landes teilten. Besonders wurde die Lateinschule betroffen, die 1697 nur 48 Schüler und 1705 keinen Primaner und nur 2 Sekundaner hatte. Von der deutschen Schule haben wir keine bestimmten Zahlen. Anders wurde es erst unter König Friedrich Wilhelm I., der nicht nur der Begründer des preußischen Heeres, sondern auch der preußischen Volksschule ist. Gleich nach seinem Regierungsantritt erließ der König den Befehl, gründliche Kirchen- und Schulvisitationen vorzunehmen und ihm ausführlichen Bericht zu erstatten. Die Berichte von der grenzenlosen Unwissenheit, vor allem in den ärmeren Schichten des Volkes, erschütterten den König so, daß er 1717 sein berühmtes Edikt erließ, „daß künftighin in denen Orten, wo Schulen sein, die Eltern bei nachdrücklicher Strafe gehalten sein sollen, ihre Kinder in die Schule zu schicken." Zugleich setzte der König alle Hebel in Bewegung, um neue Schulen zu gründen. Es gehörte die ganze Energie des Königs dazu, um die unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die in dem Widerstand der Behörden, der adligen Grundherren, der Eltern, in dem Mangel an Schulgebäuden, an geeigneten Lehrern und vor allem an Geld zu Tage traten. Unterstützt wurde der König hierin durch jene Bewegung der lutherischen Kirche, die, mit dem Spottnamen Pietismus belegt, auf eine Vertiefung und Verinnerlichung des Christentums hinarbeitete und diese durch eine allgemeine Hebung der Volksbildung zu erreichen suchte. Der König wandte sich im Jahre 1727 an den Professor August Hermann Francke in Halle, den Wortführer des Pietismus und Begründer des be-

rühmten Waisenhauses, und bat ihn um geeignete Männer, die das Werk der Schulreorganisation in Preußen durchführen sollten. Einer der Männer, die Francke vorschlug, war der damalige Kandidat der Theologie Andreas Schumann. Schumann wurde im Jahre 1729 zum Erzpriester in Rastenburg ernannt. Daß sich der König an die Kirche wandte, war für die damalige Zeit selbstverständlich. Das Kommunalwesen war noch so wenig entwickelt, daß man von den Städten die Gründung von Schulen nicht verlangten konnte. Der König konnte im Gegenteil bei dem engen Horizont der Bürger, die damals im städtischen Rat saßen, mit deren energischem Widerstand rechnen. Schumann hat in 50 langen Jahren seiner Amtstätigkeit in Rastenburg als Erzpriester und Inspektor der Schulen in 36 Kirchspielen eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, die besonders dargestellt zu werden verdient. An dieser Stelle nur soviel, daß er 1699 in Königsberg als Sohn eines Kaufmanns und Nachkommen einer alten Hallenser Hallorenfamilie geboren wurde und dort auch das Kneiphöfsche Gymnasium besuchte. Er studierte zunächst an der Albertina Theologie, lernte hier durch die Professoren Lysius und Zeidler den damals noch viel angefochtenen Pietismus kennen und ging 1722 zu August Hermann Francke nach Halle. Hier unterrichtete er zugleich an der Latina, lernte die Lehrmethode Franckes kennen und nahm an den von diesem neueingerichteten Lehrerkonferenzen teil. Die Volksschule lernte er kennen, als er 1726 in Königsberg die Kinder einer großen Leinenfabrik unterrichtete. Schumann hatte, als er 1729 nach Rastenburg kam, zunächst einen schweren Kampf mit seiner Gemeinde zu bestehen, die sich seine scharfe geistliche Zucht nicht gefallen lassen wollte. Hier interessiert uns vor allem, daß er kein Kind konfirmierte, das nicht lesen konnte. Er hat sich schließlich doch durchgesetzt, wurde wegen seiner Verdienste 1744 von der Königsberger Universität zum Doktor der Theologie ernannt und ist 1782 hochbetagt in Rastenburg gestorben. Er hat nicht nur seine ungewöhnliche Arbeitskraft, sondern auch sein beträchtliches Vermögen in den Dienst der Hebung des Schulwesens gestellt. Sein Andenken wird heute noch durch eine große Reihe von Stiftungen wach erhalten, von denen die bekanntesten ein großes Stipendium an der Königsberger Universität, ein kleineres am hiesigen Gymnasium und die Schumannstiftung sind, aus der minderbemittelten Kindern des Gymnasiums die Schulbücher zur Verfügung gestellt werden. Er hat es um die Stadt Rastenburg verdient, daß diese ihn ebenso wie die Familie Hippel besonders ehrt.

Ein unvergeßliches Verdienst hat sich Schumann zunächst durch seine Schulgründungen im Kirchspiel Rastenburg erworben. Bis zum Edikt von 1717 gab es in unserm Kirchspiel nur die Lateinschule und die deutsche Schule in Rastenburg. Der Erzpriester Seuberlich legte 1724 die ersten Landschulen in Neuendorf und Muhlack an und besetzte die erste mit einem Schneider, die zweite mit einem Jäger. Schumann hat nach langwierigen Verhandlungen bis zum Jahre 1737 in Krausendorf, Rosenthal, Neuhof, Galbuhnen, Prangenau, Bürgersdorf, Weitzdorf, Borken, Schrengen, Weischnuren, Jeesau und 1772 in Scharfs Schulen begründet. Bürgersdorf und Prangenau interessieren uns besonders, weil sie unter städtischem Patronat standen. Zu ihrer Unterhaltung stiftete Schumann ein Kapital von 400 Gulden.

Den Schulen der Stadt wandte Schumann gleich in den ersten Jahren seines Amtes seine besondere Aufmerksamkeit zu. Die Durchführung des allgemeinen Schulzwanges war erst möglich, wenn ein eigenes Schulgebäude vorhanden war. Dieses fand sich erst 1731. Dr. Hübner, ein praktischer Arzt, der von 1725 bis 1755 Bürgermeister unserer Stadt war, schenkte in diesem Jahr „aus gutem Herzen" von drei neuerbauten Buden in der Mauerstraße, die unter einem Dach lagen, eine zur besseren Einrichtung der deutschen Mädchenschule dem Magistrat. Zugleich stiftete Schumann dem Kirchenkasten 800 Gulden, von deren Zinsen 6 Taler jährlich zur baulichen Unterhaltung der Schule, 10 Taler dem Schulmeister als Zulage zu seinem Einkommen gezahlt werden sollten. Im Jahre darauf wurde die Schule noch erweitert. Johann Praß, der Diakon der polnischen Gemeinde in Rastenburg, wandte sich an den Erzpriester mit der Bitte, doch auch für die polnisch sprechenden Kinder eine Bildungsmöglichkeit zu schaffen.**) Die polnisch sprechenden Kinder waren bisher überhaupt nicht zur Schule gegangen, es lag hier also ein besonderer Notstand vor. Schumann griff den Gedanken sofort auf, und da sonst niemand das Geld dazu hergab, griff er wieder in seine eigene Tasche, kaufte dem Bürgermeister Hübner für 600 Gulden die beiden andern Buden ab, die mit der deutschen Mädchenschule unter einem Dach lagen, und schenkte sie der Stadt, damit hier eine „polnische Mädchenschule" eingerichtet würde. Zugleich vermachte er dem Kirchenkasten ein neues Kapital von 500 Gulden, deren Zinsen mit 10 Rtl. der polnische Schulmeister jährlich erhalten sollte.

Mit dieser Gründung — man nannte sie wohl auch die „kleine Stadtschule" im Gegensatz zur „großen" lateinischen — war die Möglichkeit gegeben, alle städtischen Kinder einzuschulen. Jetzt konnten sich die segensreichenn Bestimmungen des Edikts von 1717 auch in unserer Stadt auswirken, und Schumann, der als Erzpriester der Inspektor der Schule wurde, war der Mann dazu, das Edikt durchzuführen. Es war vorläufig noch keine städtische Schule, denn die Stadt hatte nicht die Pflicht der Unterhaltung, wenn ihr auch das Schulhaus gehörte. Die Schule war vielmehr eine fromme Stiftung, im Sprachgebrauch der damaligen Zeit ein „pium corpus", das durch mildtätige Zuwendungen unterhalten wurde. So schenkte 1768 die Witwe des Bürgermeisters Hübner 100 Gulden, deren Zinsen der polnische Schulmeister erhalten sollte. Andere kleinere Stiftungen kamen hinzu. Die Stiftung wurde durch den Erzpriester Schumann und Dr. Hübner verwaltet, für den später sein Neffe, der Stadtkämmerer Dannowski, eintrat.

Das Schulgebäude lag in der Mauerstraße zwischen der Organistenwohnung und der Stadtdienerei, da wo heute die Häuser von Dörr und Schreiber stehen. Es war ein langes niedriges Haus, 65 Fuß lang und 19 Fuß breit. Unten lagen die beiden Schulzimmer für die deutsche und polnische Schule, ein drittes Zimmer war zeitweilig vermietet. Oben hatten die beiden Lehrer ihre Wohnung, jeder eine große Stube mit einer Kammer, Flur und Lucht. Die Schulzimmer waren etwa 20×19 Fuß groß und waren zunächst völlig ausreichend. Doch machten sich andere Uebelstände bemerkbar. In der engen Gasse — damals hieß sie wohl Lazarettgasse — fehlten den Schulräumen Licht und Luft. Schließlich wurde auch der Raum zu klein, als in der deutschen Schule in den sechziger Jahren die Schülerzahl 100 überstieg. Da beschlossen Schumann und Dannowski, dieses Haus zu verkaufen und eine neue Schule zu bauen. In der Hintern Neustadt lag am Paradeplatz die alte Schloßschmiede mit einem Vorhaus nach der Straße und einem Wagenschauer nach dem Paradeplatz, damals dem Bürger und Grobschmied Gottfried Zehler gehörig. Diesem kaufte Schumann im Jahre 1768 sein baufälliges Haus mit dem dahinter liegenden eingezäunten Gehöft und einem Garten für 900 Gulden ab. Der Neubau kostete eine Menge Geld, mehr als der Mädchenschulkasse zur Verfügung stand. Als sich Schumann deshalb an die Stadt wandte, lehnte diese jede Unterstützung ab. Die Stadtväter hatten für die Schule so wenig übrig, daß sie sich sogar weigerten, das erforderliche Bauholz unentgeltlich aus den Stadtwäldern zu liefern. Schließlich mußte der Erzpriester das Geld wieder einmal selbst hergeben und 1337 Gulden, für die damalige Zeit eine große

**) In der Stadt wurde damals noch sehr viel polnisch gesprochen. Besonders die ärmere Bevölkerung, Arbeiter und Dienstboten, dazu die Bauern in der Bauernvorstadt und die Instleute oder „Gärtner" der städtischen Ackerbürger, bestand aus Masuren. Etwa bis 1849 wurde in unserer Stadt noch polnisch gepredigt und noch in den fünfziger Jahren suchten Rastenburger Kaufleute polnisch sprechende Gehilfen.

Summe, in den Bau hineinstecken, der im Oktober 1769 bezogen wurde.***)

Der Erzpriester Schumann war mittlerweile 70 Jahre alt geworden und wollte seine neue Schule auch nach seinem Tode gesichert wissen. Er bat deshalb die Königliche Regierung, auf die städtische Verwaltung einen Druck auszuüben, damit diese die Schule übernehme und für die bauliche Erhaltung sorge. Die Stadt weigerte sich hartnäckig und bequemte sich erst auf ein scharfes Edikt der Regierung hin, im Jahre 1773 die Schule in städtische Regie zu übernehmen. So ist das Jahr 1773 der Anfang des städtischen Schulwesens in Rastenburg, und die Schule am Paradeplatz die erste städtische Schule. Sie blieb bis zum Jahre 1822 in der Form, die ihr Schumann gegeben hatte, die einzige städtische Schule. Der Magistrat beauftragte den Ratsverwandten Brandt, einen Nadlermeister, mit der Verwaltung der städtischen Schule. Im Jahre 1809 tratt dann an die Stelle des einzelnen Ratsverwandten die städtische Schuldeputation.

Die städtische Volksschule bestand aus zwei einklassigen Schulen und beschäftigte zwei Lehrer. Ihre Besoldung setzte sich aus den verschiedensten Posten zusammen. So erhielt im Jahre 1772 der deutsche Lehrer 1. aus der Kämmereikasse jährlich 20 Rtl., 2. aus dem Kirchenkasten 10 Rtl., 3. aus der Schulkasse des Kirchspiels 2 Rtl. 45 Gr., 4. von den Kindern 2 Groschen wöchentliches Schulgeld, 5. von Bürgerkindern 6 Gr., von Arbeiterkindern 3 Gr. Einschreibegeld. Daneben hatte er 6. freie Wohnung im Schulhause, 7. einen Gemüsegarten, 8. vier Fuder Holz aus dem Stadtwalde, das er sich aber selbst anfahren mußte, 9. anstatt des früher üblichen circuitus ein „Neujahrsgeschenkchen", von jedem Kind 3 bis 6 Groschen. Der polnische Lehrer war wesentlich schlechter gestellt. Er erhielt 1. aus dem Kirchenkasten 11 Rtl. 60 Gr., 2. aus der Kirchspielskasse 2 Rtl., 3. an Schulgeld von Bürgerkindern wöchentlich 1 Gr., von Gärtnerkindern einen halben, 4. das Einschreibegeld von 3—6 Groschen, 5. freie Wohnung im Schulhause, 6. einen Gemüsegarten, 7. vier Fuder Holz. Die baren Bezüge des deutschen Lehrers betrugen einschließlich des Schulgeldes 53, die des polnischen 27 Taler. Im Jahre 1812 waren sie auf 87 und 57 Taler gestiegen. Das Einkommen war selbst für damalige Verhältnisse kärglich, zumal das Schulgeld nur sehr unregelmäßig einkam und oft durch den Stadtwachtmeister eingezogen werden mußte. Deshalb war auch in diesem Zeitraum von einer Vorbildung der Lehrer nicht die Rede. Es waren meistens Handwerker, die ihr Gewerbe nebenbei weiterbetrieben. So waren an der deutschen Schule in diesem Zeitraum von 1731—1822 ein Gerber, ein Organist und zwei Glasermeister tätig, bis 1809 Johann Leik angestellt wurde, der die Stadtschule in Sensburg besucht hatte. An der polnischen Schule finden wir einen Töpfer und zwei Schuhmacher, bis 1816 Samuel Kuetsch berufen wurde, der von einem Lehrer vorbereitet war. Die Anstellung erfolgte durch den Magistrat mit Genehmigung des Erzpriesters, der übrigens seit 1806 den Titel eines Superintendenten führte. Vor der Anstellung mußte sich der deutsche Lehrer beim Erzpriester, der polnische vor dem polnischen Diakonus einer Prüfung unterziehen und nachweisen, daß er lesen, schreiben und Kirchenlieder singen konnte und den Katechismus beherrschte. Schumann suchte die Lehrer dadurch weiter zu bilden, daß er sie, wie er es bei Francke in Halle gelernt hatte, zu Konferenzen zusammenrief. Zunächst fanden diese Zusammenkünfte an jedem Mittwoch Nachmittag nach der Katechisation statt. Die Lehrer mußten sich ein Schulbuch zulegen, in das der Erzpriester eigenhändig den Lehrplan für die kommende Woche einschrieb. Später fanden die Konferenzen im Kirchspiel am ersten Mittwoch des Monats statt, wobei der Lehrer eine Probelektion zu halten hatte, an die sich dann die gemeinsame Besprechung anschloß. Allerdings beschränkten sich diese Versuche, eine Lehrmethode zu schaffen, auf „die bessere Erkenntnis der christlichen Heilswahrheiten", also auf den Religionsunterricht. Mehr war bei dem damaligen Lehrermaterial auch nicht zu erreichen, denn manche Landlehrer konnten weder schreiben noch Geschriebenes lesen.

Der Religionsunterricht beherrschte überhaupt den ganzen Lehrplan. Die Schule war ja in der Absicht gegründet worden, durch die Hebung der Volksbildung eine tiefere Erkenntnis des Christentums zu erreichen. Die einzigen Lehrbücher, die an der Schule eingeführt waren, waren die Bibel und Hübners biblische Historien. Die hauptsächlichsten biblischen Geschichten und die Kernsprüche der Bibel wurden auswendig gelernt. Besonders geübt wurde das Aufschlagen von Bibelstellen. Daneben wurden die 5 Hauptstücke des lutherischen kleinen Katechismus gelernt und die gebräuchlichsten Kirchenlieder gesungen. Das Lesen wurde eifrig geübt, damit die Kinder die Bibel lesen konnten. Daneben erwarben die Kinder etwas Uebung im Schreiben und Rechnen. In der deutschen Schule wurde deutsch unterrichtet, in der polnischen nur polnisch. Der Unterricht dauerte von 8—12 und von 1—4, im Sommer fing er schon um 7 an. Das Holz zum Heizen der Schulstube mußten ursprünglich die Kinder selbst liefern. Die Eltern, die ein Fuhrwerk hatten, mußten ein Fuderchen Holz liefern, die ärmeren 6 Groschen Holzgeld zahlen. Als viele Eltern ihre Kinder deshalb im Winter nicht zur Schule schickten, erklärte sich die Stadt bereit, aus dem Stadtwalde je 4 Fuder Holz zu liefern. Zur Beleuchtung des Schulzimmers, die in der Mauerstraße besonders nötig war, brachte jedes Kind seine Kerze mit. Unterrichtet wurde in 3 Abteilungen. Sowohl Vor- als Nachmittags begann der Unterricht mit Gebet, Gesang, Vorlesung des Katechismus und des monatlichen Psalms, was jedesmal fast eine Stunde dauerte. Die Schulzucht war sehr streng. Wir lesen von manchem Lehrer, daß er „seine Kinder ganz grausam traktiere und in der Disziplin keine Moderation brauche." Noch 1767 bekommt ein Kind zur Strafe einen „Esel" umgehängt und wird so auf der Straße herumgeführt. Die Rute wurde eifrig gebraucht und ab und zu auch ein Büschel Haare ausgerissen.

Trotzdem waren die Erfolge ziemlich mäßig. Nur der Religionsunterricht kam zu seinem Recht, und Schumann konnte am Ende seines Lebens stolz schreiben: „Die große und heidnische Finsternis vor meiner Zeit findet sich in der Gemeinde voritzo nicht. Was vormahlen kaum einer in der ganzen Gemeinde von Gott und seinem Willen gewußt, wissen nun Kinder von 7—8 Jahren." Auch im Lesen wurden gute Ergebnisse erzielt, dagegen waren sie im Schreiben und Rechnen dürftig. Da die Kinder vom 6. bis zum 14. Jahr zur Schule gingen, ein dürftiger Erfolg. Der Hauptgrund lag wohl in der Person der Lehrer, in ihrer mangelhaften Bildung und in der schlechten Bezahlung. Die letztere verführte den Lehrer oft dazu, während der Schulstunden seinem Handwerk nachzugehen und den Unterricht seiner Frau, seiner Tochter oder einem älteren Knaben zu übertragen. Der zweite Grund war der mangelhafte Schulbesuch. Obgleich der Erzpriester und die Regierung, später auch der Magistrat den regelmäßigen Schulbesuch durchzudrücken suchten, scheiterten diese Bemühungen an dem Widerstand und der Armut der Eltern. Die Knaben mußten im Sommer das Vieh hüten, die Mädchen im Winter in den Dienst gehen. Vor allem fiel den Eltern die Zahlung des Schulgeldes schwer. Wenn es in der Woche auch nur 2 Groschen betrug, so machte es doch bei 5 oder 6 schulpflichtigen Kindern eine erhebliche Summe aus. So blieben manche Kinder Monate lang der Schule fern und mußten dann von neuem anfangen, da sie alles vergessen hatten. Der Schulbesuch schwankte deshalb außerordentlich. 1775 wurde die deutsche Schule von 54 Knaben und 34 Mädchen besucht, die polnische von 29 Knaben und 25 Mädchen. Im Jahre 1809 die deutsche Schule von 33 Knaben und 9 Mädchen, die polnische von 26 Knaben und 11 Mädchen. Im Jahre 1821 gingen dagegen zur deutschen Schule 120 Kinder, zur polnischen 142. Als die Zahlen in den nächsten Jahren noch weiter stiegen, mußte die Stadt daran denken, ihre Schule zu erweitern.

(Die Abhandlung wird fortgesetzt.)

***) Die Stadt hat das Haus (die „Meyersche Schule") bis in die allerneueste Zeit als Schulhaus benutzt.